

gehoben werden kann. Im Hinblick auf die Parität war es sicherlich richtig, daß wir uns zu der Form des Kirchenvertrages durchgerungen haben. Solange evangelische Landesherren ihre schützende Hand über uns hielten, hatten wir das nicht nötig. Aber die Lage hat sich seither von Grund aus geändert.

In allen diesen Dingen ist uns recht hinderlich, daß wir die Eierschalen des Staatskirchentums noch nicht genug abgestreift haben. Die staatsfreie katholische Kirche bewegt sich in der staatsfreien Sphäre in ihrem Element. Wir machen darin die ersten Gehversuche. Das ist nicht allein unsere Schuld. Wir sind jahrhundertlang vom Staate gegängelt worden. Niemand kann daher verlangen, daß wir nun auf einmal frei gehen und stehen. Aber wir müssen es so bald wie möglich lernen, sonst büßen wir an Gleichheit weiter ein. In diesem Zusammenhang sind auch Neußerlichkeiten nicht bedeutungslos. Wiederum liegt es mir fern, an dieser Stelle eine andere, vielumstrittene Frage unseres evangelischen Kirchenrechts, die Bischofsfrage, gründlich aufzurollen. Ich kann sie nur im Hinblick auf unser Thema betrachten. Da ist kein Zweifel, daß unserer paritätischen Stellung gegenüber der katholischen Kirche der evangelische Bischof nur förderlich sein kann. Das läßt sich auf die einfache Formel bringen: Ein Kirchenpräsident ist ein Beamter; ein Bischof ist ein Kirchenfürst. Dem ersteren wird die öffentliche Meinung und der Staat manches zumuten, was von einem Bischof niemals verlangt würde.

Vor allem müssen wir aber auch, um unsere Parität nach Möglichkeit zu wahren, unser inneres Kirchenrecht ausbauen. Die katholische Kirche hat im Code ihr vollendetes Recht, das sie nach innen wie nach außen gleich geschickt zu handhaben weiß. Wir standen 1918 vor einem Trümmerhaufen und mußten anfangen, neu aufzubauen. Natürlich geht das nicht in einem Jahrzehnt. Vieles ist schon geleistet worden. Aber die Aufgabe ist riesengroß und kann noch Generationen beschäftigen. Jedenfalls dürfen wir um der Parität willen unser evangelisches Kirchenrecht nicht so vernachlässigen, wie wir es seit Jahrhunderten in der sicheren Gut des Staates uns leisten konnten. Sonst geraten wir allzuweit ins Hintertreffen.

Wir wollen uns aber schließlich auch einer Gefahr nicht verschließen, die in diesem uns auferlegten Kampfe um Parität leicht unser kirchliches Innenleben bedrohen könnte. Es ist die Gefahr einer unevangelischen Veräußerlichung, eines Strebens nach der Macht um der Macht willen. Man kann in dem Ausbau unseres Kirchenrechtes, im Kirchenvertrag und anderen Mitteln des Paritätskampfes den Beginn eines reformationswidrigen Kanonisierungsprozesses sehen. Dem läßt sich zunächst einmal rein äußerlich entgegenhalten: Es ist sicherlich auf lange Zeit hinaus dafür gesorgt, daß die Bäume der evangelischen Kirche nicht in den Himmel wachsen. Die Gefahr, daß wir aus einer Glaubenskirche zu einer Machtkirche werden, ist wahrlich niemals geringer gewesen als im gegenwärtigen Augenblick. Wir haben die Pflicht, mit den Mitteln, welche uns Recht und Vernunft an die Hand geben, unseren Nachkommen das Erbe der Reformation zu wahren. Aber auch innerlich kann uns der Paritätskampf nichts schaden, wenn wir unter Parität das Richtige verstehen. Wir fordern Gleichheit um der Gerechtigkeit willen. Gerechte Gleichheit bedeutet aber nicht: „Jedem das Gleiche“, sondern sie bedeutet: „Jedem das Seine“. Deswegen wäre es falsch, Parität in der Weise zu erstreben, daß wir alles haben müßten, was die

Die Wartburg" Kpf 5 1932

Katholiken haben, auch wenn es unserem Wesen fremd ist. Wenn z. B. für katholische Orden irgendein Recht eingeräumt wird, brauchen wir nicht gleich, wenn es nicht notwendig ist, nur aus Prestigegründen daselbe für unsere Diakonissen zu verlangen. Ich habe oben schon einmal in anderem Zusammenhange erwähnt, daß im Jahre 1890 unsere evangelischen Geistlichen auf die privilegierte Stellung der katholischen Theologen hinsichtlich der Wehrpflicht verzichtet haben. Das war richtige Einstellung zum Paritäts-gedanken. Nichts ist schädlicher und lächerlicher als Parität um der Parität willen. Sie wäre vielleicht am aller-ersten geeignet, uns in das Schlepptau Roms zu bringen.

Wir sind damit am Ende angelangt: Es war kein erfreuliches Bild, das ich Ihnen zeigen konnte. Schwer neigt sich seit 1918 die Waagschale zugunsten Roms, während die unsere sehr leicht geworden ist. Wir können wenig positives Recht hineinwerfen, um sie wieder einigermaßen ins Gleichgewicht zu bringen. Wir erkennen erst allmählich, wieviel wir seit 1918 eingebüßt haben. Aber erfreulich ist doch, daß wir feststellen konnten, daß im Kampf um die Gerechtigkeit für unsere Kirche in der neuen Lage schon manches geleistet worden ist. Wir haben ihn nicht gewollt — das können wir wohl mit reinem Gewissen sagen —, sondern sind mitten in ihn hineingestellt worden in Zeiten härtester Not von Staat und Volk. So müssen wir ihn wohl durchfechten auf der Wacht nach außen, aber auch auf der Hut vor uns selbst!

Erlangen.

Prof. Dr. Hans Liermann.

Offener Brief an Karl Barth.

Die Auseinandersetzung zwischen Karl Barth und den Professoren D. Girsch und D. Dörries in Göttingen auf Grund der in Nummer 2 unserer „Wartburg“ veröffentlichten Erklärung nimmt ihren Fortgang. Prof. D. Barth hatte in der „Frankfurter Zeitung“ (Nr. 122 vom 15. Februar ds. Js.) einen Artikel veröffentlicht: „Warum führt man den Kampf nicht auf der ganzen Linie? Der Fall Dehn und die ‚dialektische‘ Theologie.“ Der Kampf gegen Günther Dehn müsse, wenn überhaupt, auf viel breiterer Front geführt werden, es handele sich um Äußerungen, die sich aus der theologischen Grundhaltung der dialektischen Theologie ergäben, und die er (Barth) in seiner Vorlesung über theologische Ethik sachlich und z. T. sogar wörtlich genau so vorgetragen habe, ohne daß damals Widerspruch laut geworden sei. Deswegen müsse der Kampf eben auch gegen die ganze dialektische Theologie geführt werden. Und zweitens müsse er wissenschaftlich, theologisch geführt werden, er müsse „aus dem Bereich der Straße auf ein unser aller und vor allem der evangelischen Theologie würdiges Niveau“ erhoben werden. Das habe bei allen Gegnern Dehns bisher gefehlt. — Auf diesen Artikel gibt ihm nun D. Girsch in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ (1. Aprilheft 1932) nachfolgende Antwort:

Sehr verehrter Herr Kollege Barth, die Erklärung, die Herr Kollege Dörries und ich unter dem 27. Januar 1932 haben ausgehen lassen, hat Sie veranlaßt, in einem Artikel der „Frankfurter Zeitung“ selbst als Lehrer hinter Ihrem Schüler Dehn — nach Ihren näheren Angaben darf man wohl von einem sehr ungewöhnlichen Maß der Abhängigkeit sprechen — hervortreten. Sie geben dabei — ich weiß nicht, warum — mir einen gewissen Vorzug vor Herrn Kollegen Dörries, indem Sie mich

persönlich zur Rechenschaft ziehen über mein Verhältnis zur Theologie und zu Ihrer Theologie insbesondere. Es scheint Ihnen danach an einem öffentlichen Wort von mir an Sie gelegen zu sein. Hier ist es.

Stoffs genug hätte ich dazu allein durch die Aufgabe, das falsche Bild von unsrer Stellungnahme, das Sie im Leser erwirken, richtigzustellen. Sie sprechen „von den in der hallischen Universitätszeitung schreibenden, dichtenden und Karikaturen zeichnenden Kommilitonen und den dieser Jugend geradezu ihre Dankbarkeit ausdrückenden Theologieprofessoren Girsch und Dörries“. Auch Leser, die die Kriegslisten der von Ihnen seit Jahren in das theologische Gespräch übertragenen journalistischen Kunst in Rechnung stellen, werden meinen, wir hätten uns mit der Kampfesweise der hallischen Studenten ganz einverstanden erklärt. Die Wahrheit ist, daß sich unsre Erklärung gegen diese Kampfesweise durch Forderung eines Kampfes auf dem Wege der Freiheit und des Geistes scharf abgrenzt und sich unsre Dankbarkeit auf das Ja der deutschen Jugend zu Volk und Freiheit bezieht. Sie schreiben von unsrer (nämlich Dörries' und meiner) „Parteijugend“. Die Wahrheit ist, daß wir uns, von allem Parteipolitischen absehend, zu einem deutschen Wollen bekannt haben, das in jungen Menschen sehr verschiedenartiger Parteizugehörigkeit lebendig ist. Sie tun so, als ob bestimmte theologische Ergebnisse Dehns uns veranlaßt hätten, von einer Untergrabung seiner Wirksamkeit unter jungen deutschen Menschen durch ihn selbst zu reden. Die Wahrheit ist, daß wir uns zu der Freiheit der Theologie auf jede Gefahr des Ergebnisses hin bekannt haben. Diese Art von Ihnen, den Kampf gegen uns zu führen, schiene mir, wenn sie von irgendeinem andern als von Ihnen ausginge, den Vorwurf mangelnden Verantwortungsgefühls hinreichend zu begründen. Bei Ihnen erinnere ich mich jedoch rechtzeitig daran, daß es Ihnen bisher noch niemals gegeben worden ist, einen Ihnen quer liegenden Gedanken gang eines andern richtig zu verstehn und wiederzugeben. Seit Jahren tragen diejenigen theologischen Arbeiter, die Ihr Mißfallen erregen, es als ihr Kreuz, daß es bei Ihrer Polemik nicht ohne falsche Unterstellungen abgeht, und wir alle haben begriffen, daß es sich dabei Ihrerseits nicht um bösen Willen, sondern um eine unüberwindliche Grenze der geistigen Veranlagung handelt. Ich würde mir also komisch vorkommen, wenn ich nicht meinerseits ebensoviel christliche Geduld Ihrer Polemik gegenüber aufbrächte als die Leidensgefährten.

Erster nehme ich eine andre Schwierigkeit des Gesprächs. Sie weisen selbst darauf hin, daß Sie Schweizer sind. Ich weiß und ehre es als Ihre nationale Entscheidung, daß Sie Ihr Schweizertum mit scharfer Bewußtheit als national und staatlich von unserm Deutschtum sich unterscheidende Größe fassen und daß Sie seinerzeit die Einbürgerung in Deutschland nicht gewollt haben als mit der Ihnen natürlichen Treue gegen Ihr eignes Volk nicht vereinbar. Wahrscheinlich sind Sie daher auch heute noch im formell-rechtlichen Sinne Ausländer. Auch wenn man aber von diesem Rechtlichen absieht, dem Herzen nach sind Sie nicht mit dem deutschen Volke und Staate als dem Volke und Staate Ihrer selbst und Ihrer Familie verbunden. Sie empfinden sich als Gast, und Sie stehen zu uns und unserm Geschick in der Rolle des stark mitinteressierten Beobachters. Was das bedeutet, ist Ihnen aber nicht klar. Es geht nicht etwa um die Schonung gewisser nationaler Empfindlichkeiten, die Ihnen als letztlich „nicht verständig“ erscheinen. Im Gegenteil, wir erwarten von dem bei uns lebenden Gaste gar nicht, daß er fühle wie einer, der ganz zu uns gehört, und ertragen von ihm darum manche Äußerung, die uns am Gliede unsers eignen Volkes unerträglich wäre. Es geht vielmehr darum, daß das fehlen eines letzten Gefühls unbedingter Zusammengehörigkeit mit unserm Volke und Staate Ihrem Verständnis deutscher Dinge Grenzen zieht, die Sie innerlich achten lernen müssen. Wer jetzt nicht mit den Wurzeln seines Lebens und mit seinem und der Seinen ganzem Geschick unwiderruflich hineingebunden ist in das deutsche Schicksal, wer jetzt nicht sich und die Seinen mit uns von dem gleichen ehernen Ringe umschlossen weiß, ihm fehlt eine wesentliche Bedingung, uns in unsrer verzweifelten Lage zu verstehen, und damit das innere Maß für die Leidenschaft und die Ziele gegenwärtigen deutschen Wollens. Durch Ihr unvorbehaltenes Sichgleichsetzen mit Ihrem

Schüler Dehn haben Sie sich auch dessen Worte über die Dämonie des Wollens der gegenwärtigen deutschen Jugend auf Volk und Freiheit hin zu eigen gemacht. Darf ich Sie an die ersten Worte erinnern, die Paul Althaus letzten Sommer Schweizer kirchlichen Kreisen entgegenhielt, als diese über bestimmte Richtungen in der deutschen Freiheitsbewegung christlich abzuurteilen schienen? Unser Ja zu Volk und Freiheit ist leidenschaftlich, und unser Zorn gegen den Volksgenossen — also nicht gegen Sie, den Gast —, der es nicht fühlt, ist eine sehr paradoxe Verkehrung der um ihn werbenden, ihn zur Deutschtum aufrufenden Liebe. Wer nicht mit uns in der Lage ist, mit dem deutschen Schicksal sein und seiner Kinder Existenz zitternd vor Gott zu bringen, wer nicht in unserm inneren Sichentscheiden drin zu stehen durch seine Existenz gerufen ist, der kann auch nicht wagen, ob unser Wollen in Gott gebunden ist oder nicht.

Entsprechende Grenzen Ihrer Urteilsmöglichkeit bestehen für die mit dem Vernechtungskriege der Welt wider unser Volk und Land zusammenhängenden Fragen. Eine „harmlose“ Angelegenheit nennen Sie die Frage um die Gedenktafeln in den Kirchen. Sie haben sich ja auch nie in eine deutsche Mutter einfühlen müssen, die ernsthaft mit der Möglichkeit rechnen mußte, daß die Knochen Ihres Jungen von irgendeinem belgischen Bauern auf den Mist geworfen worden sind, und nicht in die der zahllosen deutschen Mütter, Schwestern und Frauen, die einen geliebten Menschen ins Feld ziehen sahen und nichts als ein Briefchen des Kompagnieführers und eine amtliche Verlustliste wiederzusehen bekamen, und allenfalls die Photographie eines namenlosen Massengrabs, das die irdischen Reste mit decken sollte, besitzen. Für solche Menschen ist keine erhabene Gleichgültigkeit möglich, wenn ein im Namen der Kirche Redender, durch Sie in seinem Gewissen verwirrt, Bedenken hat, ob sie den Namen wenigstens an einer Stätte angeschrieben sehen dürfen, da Christen sich zum Gebete versammeln, und zwar deswegen Bedenken hat, weil der Sohn, Bruder oder Gatte ja immerhin trotz seiner Aufopferung in hinreichendem Verdachte stehe, wider das fünfte Gebot gesündigt zu haben. Vielleicht verstehen Sie an dem Gesagten, daß Sie sich zu weit vorgewagt haben und deutschen Männern die Entscheidung darüber überlassen müssen, welche mit dem deutschen Schicksal zusammenhängenden Fragen so ins Herz schneiden, daß eine Erörterung nur in der Zartheit der sich mit Deutschlands Schicksal in eins setzenden Liebe geschehen darf. Die Logik des Herzens lernt man nicht, wenn man sich nach Ihrem Vorschlag an einen Schreibtiisch setzt, um Theologie zu treiben.

Nach diesen beiden Vorbemerkungen lassen Sie mich zu der Sache kommen, die Ihnen am Herzen liegt, zu der feierlichen Aufforderung an die deutschen Theologen und insbesondere auch an mich, die durch die von Ihnen inaugurierte dialektische Theologie geschaffene Lage ernst zu nehmen. Wir sollen e r s t e n s vor allem die allgemeinen theologischen Grundlagen diskutieren, von denen aus sich Dehns oder, wie man nun vielmehr sagen muß, Ihre Bedenken zur Kriegsfrage ergeben, z w e i t e n s auch bei dem Hineingehn in die konkreten Streitfragen den Gegensatz als wissenschaftlichen behandeln.

Was das E r s t e anlangt, so bin ich einigermaßen erstaunt gewesen. Seit einem Jahrzehnt hat so gut wie jeder sich der Systematik annehmende Theolog in Buch oder Aufsatz oder beiden seine ernsthafte Beschäftigung mit der sogenannten dialektischen Theologie unter Beweis gestellt. Keinem deutschen Theologen im neunzehnten Jahrhundert ist eine solche Ernsthaftigkeit des Ringens mit seinen letzten Einsichten und Absichten bei den Zeitgenossen begegnet wie Ihnen. Ihnen ist es anscheinend noch nicht genug gewesen. Was nun mich persönlich anlangt, so können Sie wissen, daß Ihre Aufforderung mir gegenüber gerade in dieser Lage besonders unangebracht ist. Ich habe in meinem letzten Buche „Schöpfung und Sünde“ im ernstlichen Ringen mit den Voraussetzungen der sogenannten dialektischen Theologie gerade die Grundlagen der theologischen Ethik zu klären gesucht und dabei gerade das Verhältnis des christlich Guten zur Sündhaftigkeit des Kreatürlichen in die Mitte gestellt, d. h. den Punkt, der in Dehns Magdeburger Vortrag die Grundverwirrung angerichtet hat. Verlassen Sie sich vielleicht darauf, daß die Leser Ihres Zeitungsartikels die Sinnlosigkeit Ihrer Aufforderung mangels Kenntnis des theologischen Schrifttums des letzten Jahrzehnts nicht durchschauen?

Es steht mit den Grundaussagen der dialektischen Theologie heute überhaupt ganz anders, als Sie meinen. Die Arbeit des letzten Jahrzehnts ist nicht umsonst gewesen. Niemand wird Ihnen es rauben können, daß Sie in einem bestimmten Durchgangsmoment festländischer evangelischer Theologie der König gewesen sind und die Spuren des Zindurchgangs durch die von Ihrem Römerbriefkommentar geschaffene theologische Lage an jeder seitdem ans Licht getretenen lebendigen theologischen Leistung haften. Aber das ist eine historische Erinnerung, die mit jedem Tage historischer wird. Allenthalben sind die Geister am Werke, die über die von Ihnen geschaffene Lage hinausführen in neues junges Land. Aber — es sei. Nehmen wir an, die Grundaussagen Ihrer Theologie stünden so unangefochten oder so erbärmlich angefochten da, daß Sie ein Recht zu Ihrer Aufforderung hätten, und die Weiterbildung der sogenannten dialektischen Theologie durch andre sei in den Grundlagen so wenig belangreich, daß Sie noch ein Recht hätten, sich als Wortführer dieser ganzen theologischen Bewegung zu geben. Wer sagt denn da, daß sich von diesen Grundlagen aus so selbstverständlich Ihre durch Dehn in Magdeburg an den Tag gekommenen Bemerkungen zur Kriegsfrage ergeben? Nehmen Sie guten Rat an. Es schadet einer Theologie immer, wenn ihr Urheber den für ihn notwendigen Zusammenhang zwischen Grundeinsicht und Einzelanwendungen als unantastbare sachliche Selbstverständlichkeit behaupten will. Sie verfiel damit der Sybris der Philosophie, den geschichtlichen Ursprung alles reflektierenden Denkens im Einzelmenschen mit den zufälligen Grenzen und Bedingtheiten seiner Wirklichkeitserschlossenheit zu vergessen. Schon hat sich in de Quervain ein junger Schweizer gefunden, welcher von theologischen Voraussetzungen aus, die Sie im wesentlichen billigen müssen, den Weg hinüberbahnt zu dem jungen Denken, das sich seiner Verwurzelung in Volksgemeinschaft und Schicksalsgemeinschaft als einer von Gott gesetzten Lebenswirklichkeit bewußt ist. So anders die theologische Grundhaltung de Quervains ist als die von Althaus oder mir, in der konkreten politischen Ethik hat er einen Boden gefunden, auf dem ein Weiterbauen in unserm Sinne möglich ist. Und nur wenn sie auf dem von de Quervain eingeschlagenen Wege entschlossen weiter geht, weit, weit weg von Ihnen und Dehn, wird die sogenannte dialektische Theologie noch die Möglichkeit haben, lebendig einzuwirken auf junge deutsche Menschen, die sich ihrer Deutschtum bewußt sind und die Befreiung unsers Volks aus seiner gegenwärtigen Knechtung für ihre von Gott ihnen gegebene und dadurch heilige Pflicht halten. H. Kollege, es ist objektiv eine Verfälschung des Tatbestands, wenn Sie erklären, es ginge im Falle Dehn um die dialektische Theologie. Es geht um die Einseitigkeit zweier Theologen, eines Schweizers und eines von diesem geistig beherrschten Deutschen, welche aus den zufälligen Schranken ihrer eignen Lebensbemächtigung eine Angelegenheit der Theologie und der Kirche machen.

Ich bin schon nahe herangekommen an Ihre andre Aufforderung, die ich dahin formen darf: wir möchten doch die Fragen auch der politischen Ethik in möglichster wissenschaftlicher Grundsätzlichkeit abhandeln. Hier hab ich mich nun zweifach über Sie gewundert. In der Generation der bei Kriegsende ungefähr Dreißigjährigen bin ich der, der mit „Deutschlands Schicksal“ einer denkenden Beschäftigung der Theologie mit den Fragen Volk und Menschheit, Staat und Krieg die Bahn zu brechen suchte. Ich erinnere mich noch genau meiner Sorge beim Herausgehen des Buchs, ob man die innere theologische Nötigung, diese Fragen anzugreifen, verstehen oder mich als einen Seitensprünge machenden Dozenten vielleicht nach meiner wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit gering beurteilen würde. Seitdem habe ich gerade unter den Theologen unendlich viele Mitarbeiter bekommen, die, jeder von ihrem Standort aus, in ähnlichem oder in ganz anderm Geiste, den gleichen Fragenkreis durchgrübelt haben, — so viele, daß mein Buch angesichts der heute reich entwickelten Erörterung dem Theologen vielfach überholt erscheinen muß und von ihm kaum noch verstanden wird. Rudolf Smend hat neulich ausgeführt, daß das ganze leidenschaftliche geistige Ringen der deutschen evangelischen Theologie des letzten Jahrzehnts um das rechte Verständnis von Volk und Staat einem kommenden Kirchenhistoriker gerade als die Großtat der evangelischen Theologie der

Nachkriegszeit erscheinen wird. Wenn es einen wissenschaftlichen Einwand gegen Dehns Vortrag gibt, so ist es der, daß er von dieser ganzen reichen Arbeit keine Kenntnis genommen hat und einfach als Laie, so als ob er zum ersten Male zur Sache redete, spricht. Das ist es auch, was jedem ernsthaft an diesen Dingen Arbeitenden die Lust genommen hat, sich mit Dehn auseinanderzusetzen. Dieser Vortrag ist wirklich kein Stück theologischer Arbeit, das ernst genommen zu werden verdiente. Er ist einfach das Noterzeugnis eines in einem arbeitsreichen Großstadtpfarramt stehenden Pfarrers, der nicht Zeit hatte, sich auf dem Stande der gegenwärtigen theologischen Erörterung zu halten. Es tut mir leid, dies jetzt so öffentlich feststellen zu müssen, und das Geschrei, das man deshalb über mich machen wird, gelte mir schon im voraus in die Ohren. Aber die Feststellung ist durch Ihre Aufforderung unvermeidlich geworden. Unbegreiflich, daß Sie so das Augenmaß verloren haben. Kennen Sie das ganze reiche Schrifttum des letzten Jahrzehnts zu diesen Fragen vielleicht selber nicht? Oder sind Sie ein Opfer jener unter Ihren blinden Parteigängern geworden, welche jede von einem dialektischen Theologen bedruckte Seite für ein Ereignis halten und alles andre als nicht vorhanden betrachten? Güten Sie sich vor den Anhängern! Diesen Rat erteile nicht ich Ihnen, sondern ein Mann, zu dem wir beide gemeinsam aufschauen, Sören Kierkegaard.

Aber es ist noch etwas andres zu Ihrem Appell an unsern wissenschaftlichen Fleiß und Ernst zu sagen. Sollten Sie wirklich meinen, daß die Wissenschaft Meisterin und Entscheiderin aller Fragen sei? So haben manche Menschen des neunzehnten Jahrhunderts gedacht, über die wir heut lächeln, und Sie selbst haben, sofern ich mich recht erinnere, über solche Herren sogar recht derb gespottet, wenn sie Ihnen bei Ihren Kreuzfahrten im Reich der Theologie gerade schußgerecht vor die Flinte gekommen sind. Mit mir wissen Sie, daß der Glaube, durch dessen Schenkung an uns Gott über uns entscheidet, vor und über aller theologischen Denkarbeit steht. Mit mir wissen Sie, daß das Durchdenken auch jeder humanen Lebensfrage allein in der Besinnung auf Grund und Recht jeder menschlichen Existenz vor Gott wahrhaftig wird und eben damit auf eine Urgrenze jedes Denkens und Redens stößt. Mit mir wissen Sie, daß, wenn man dort jene Grenze überhüpft, vom Glauben, wenn man hier diese überhüpft, vom Menschsein nicht richtig gesprochen werden kann, daß also die Erinnerung an diese beiden Grenzen keine unfreie Einengung der Theologie bedeutet, sondern die einfache Forderung der Sachlichkeit im Tun theologischer Arbeit. Von daher sollte Ihnen die — klar von uns geschaute — Paradoxie, die im zweiten Punkt der Erklärung von H.E. Kollegen Dörries und mir enthalten ist, zugänglich gewesen sein. Wir geben e i n e r s e i t s alles wahrhaftige theologische Denken und Grübeln über den Krieg — ich darf hinzufügen: auch über Volk und Staat — frei, ohne Vorbehalt, auf jede Gefahr. Wir fordern a n d e r s e i t s von einem deutschen Theologen, daß er, wenn er über diese Dinge denkt und redet, sich seiner existentiellen Bindung in das deutsche Volk, in die gegenwärtige Stunde dieses Volks, in den notwendigen Freiheitswillen dieses Volkes bewußt bleibe. Er soll diese Bindung Gott untergeben und sich von Gott den Weg in ihr weisen lassen und keine Not, keinen Abgrund auf dem Wege dieses Grenzens und Richtens aus Gott und auf Gott scheuen. Er darf aber niemals so denken und reden, als ob er nicht existentiell in dieser Bindung stünde, er darf diese Bindung mit seinem Denken nie vergessen oder zerstören wollen.

Was könnten Sie nun darauf erwidern? Wollen Sie leugnen, daß die Eingliederung in Volk und Staat, und in die geschichtliche Stunde und geschichtliche Aufgabe von Volk und Staat mit meiner Existenz als Mensch so verwoben ist, daß ich sie nur in Ungehorsam gegen den, der mich in sie gesetzt hat, verleugnen könnte und nur durch Abgleiten in nicht-existentielles, also theologisch belangloses Gerede nicht zum Grundpunkte desjenigen Verstehens von Volk, Staat und Krieg machen könnte, welches mir als Theologen aufgegeben ist? Wollen Sie es wirklich? Dann würden Sie an die Stelle der konkreten menschlichen Existenz, die uns gegeben ist, der in der Geschichte, eine abstrakte menschliche Existenz setzen, die nur im Sinne einiger philosophischen und theologischen Spekulantent vorkommt. Es ist die Not unsers Denkens, daß wir diese existentielle

Konkretion niemals mit ihrer ganzen Fülle hineinnehmen können in unsre Reflexion. Daran spüren wir, daß wir als Menschen denken, und ich denke auch, als Menschen Theologie treiben, und nicht als Gott. Ich mache keinem Theologen einen Vorwurf, daß er von unsrer Existenz in abstrahierenden Begriffen allein reden kann. Ich halte es aber für eine Pflicht der Sachlichkeit, ohne deren Erfüllung mir theologisches Denken genau so unmoralisch wird wie bei entsprechendem Fehler philosophisches, daß unsre Begriffe immer scharfer Ausdruck gerade derjenigen Seite unsrer existentiellen Konkretion sind, die wir gerade entscheidend unter Gott grenzen wollen. Diese Forderung geltend gemacht zu haben in der besonderen Anwendung auf den deutschen Theologen, der heute in Deutschland über Volk, Staat und Krieg denkt, das ist der einfache Sinn des von H. Kollegen Dörries und mir Gesagten.

Sie führen gegen uns als warnendes Menetekel drohender Barberei ein Zitlerwort an^{*)}. Wenn dies Wort von einem verantwortlichen Theologen oder Wissenschaftler geschrieben wäre, würde ich Ihr Entsetzen verstehen. Es ist der einseitige Gegenschlag gegen den Dünkel jener volksentfremdeten Intellektuellen, die nie begriffen haben, daß sie und ihre ganze Reflektionskultur nur in einem starken und freien Volke möglich war, das sich manche Krankheit leisten kann. Wer den Dünkel dieses Intellektuellen selber satt hat bis dort hinaus, wer die zerstörenden Wirkungen ihrer in der Luft schwebenden Geistigkeit auf alles Gemeinschaftsleben selber beobachtet hat, wird die Einseitigkeit an jenem Wort zum mindesten verzeihen. Diese Intellektuellen, sie haben jedenfalls nicht das Recht, gegen das Zitlerwort aufzumucken. Dies Recht haben allein wir, die wir uns unsrer existentiellen Bindung an unser Volk und sein Schicksal und seinen Freiheitswillen mit jedem Tage neu bewußt werden. Haben Sie keine Sorge um unsre Göttinger Studenten der Theologie: sie werden mir gerne bezeugen, daß ich das Aufmucken gegen die Verächter des Geistes noch nicht verlernt habe und wenig Aussicht ist, ich werde es je verlernen.

Schade, schade, daß Sie nicht gemerkt haben, wie Sie mit jenen Intellektuellen in eine Gesellschaft geraten, für die Sie viel zu gut sind. In den Jahren des persönlichen Umgangs mit Ihnen, hier in Göttingen, ist mir immer als einer der menschlich liebwerthesten Züge an Ihnen erschienen Ihr ganzes echtes schweizerartiges. Nie habe ich in dieser Ihrer Volksverbundenheit ein Wanken wahrgenommen, und manchmal habe ich gelächelt, wie unbefangen Sie alle schweizerischen Fragen ungebrochen schweizerisch ansahen und beurteilten. Aber das ist nun mein ernstes und aufrichtiges letztes Wort: falls Sie nicht uns Reichsdeutschen für unser Volk und seine notwendigen Ziele das gleiche zugestehen, was Sie für Ihr Volk selbstverständlich üben, dann wären Sie parteilich, und falls Sie die Ihnen von Gott geschenkte Vollmacht, unsre Jugend zu lehren, gebrauchen, um unsre Jugend in ihrem deutschen Wollen, ihrer deutschen Pflicht — welches diese deutsche Pflicht sei, steht Ihnen nicht an zu beurteilen — zu erschüttern oder zu verwirren, würden Sie Ihr Amt als Lehrer der Theologie mißbrauchen.

Wir Deutsche können mehr vom Ausländer lernen als andre Völker. Wir sind alle bereit, wenn Sie mit einer neuen großen theologischen Leistung unsre theologische Erkenntnis fördern sollten, es dankbar zu nehmen. Wir weigern aus aber, Ihre Rede als

^{*)} Barth zitiert aus der „Galleischen Universitätszeitung“ folgendes Wort Hitlers aus einer Rede an deutsche Studenten: „Wenn der Theoretiker sagt, die NSDAP. sei eine oberflächliche Partei, dann kann ich ihm nur antworten: Sie sind eben nur Theoretiker. Es handelt sich im Augenblick um eine Feldschlacht und nicht um das Betreiben kriegswissenschaftlicher Studien. Da haben wir unsererseits keine Zeit, Menschen zu erziehen, die geistig hoch gebildet sind. Wir wollen die Ueberzeugung erwecken, daß der deutsche Freiheitsgedanke herrscht. Das ist unsere Aufgabe, nicht: hinzugeben, um gerade jetzt geistige Vertiefung zu betreiben. Später ja, wenn wir im Besitz der Macht sind. Jetzt muß unsere Sorge sein, daß uns niemand die Macht nimmt. Da haben wir für theoretische Probleme keine Zeit. Die hatte das 19. Jahrhundert. Allerdings hat dieses Jahrhundert dann auch auf den Erfolg verzichten müssen.“

die eines Theologen anzunehmen, wenn Sie Ihre theologische Einsicht gleichsetzen mit einer religiös-politischen Haltung, welche aus einem innerlich unwahren, allein dem reflektierenden Schweben des unbeteiligten Beobachters zugänglichen Begriffe von Existenz heraus den durch Gott in seiner Sünddurchwobenheit dennoch geheiligten Ring des Volkstums und seines Schicksals sprengt. Wir handeln auch als Diener am Evangelium, wenn wir es für unrecht erklären, den Glauben an Gott zu wenden gegen das von uns immer neu vor Gott gebrachte Ja unserer jungen deutschen Menschen zu Volkheit und Freiheit für unser von übermütigen Siegern zur Verzweiflung getriebenes deutsches Volk.

Göttingen, den 27. Februar 1932.

Ihr Ihnen auch in Zorn und Abwehr ergebener

Emanuel Sirsch.

Revolution und Bolschewismus als Vorspann für den katholischen Weltherrschaftsgedanken?

Wir sind es gewohnt, die katholische Kirche in ihrer festen, geschlossenen Einheit als das beste Bollwerk gegen den Umsturz anzusehen. Was auch vielen Protestanten imponiert und schon manche zum Uebertritt verlockt hat, ist der katholischen Kirche gegenüber das Gefühl: hier ist der Hort der festen, unerschütterlichen Autorität, die den Staaten den besten Schutz gegen gewaltsame Neuerungen und Erschütterungen gewährt! Es waren noch Nachwirkungen von der französischen Revolution, es war die Angst vor den Umsturzgedanken des Liberalismus, die seinerzeit Männer wie Friedrich von Surter in Schaffhausen und andere zum Uebertritt zur katholischen Autoritätskirche bestimmte. Sie fühlten sich hier besser geschützt und geborgen.

Umso merkwürdiger und auffallender ist es, daß heute katholische Stimmen laut werden, die auch Revolution und Umsturz als Mittel zur Eroberung der Welt für den Katholizismus gutheißen und preisen. Sie sind zwar nur vereinzelt, aber sie könnten, auch für die katholische Kirche, sehr gefährlich werden, und sind deshalb der Beachtung wert. Wir lesen in der bekannten und führenden katholischen Zeitschrift „Schönere Zukunft“ in Nr. 7 vom 15. November 1931 in einem Aufsatz von Dr. Richard Kralik-Wien mit der Überschrift „Der Optimismus des Katholiken im Zeitensturm“ die Worte: „Überall erhebt sich der heilige Geist der Kirche, auch in nicht-katholischen Ländern. Es wird die Zeit kommen, da der Nachfolger Christi auf dem päpstlichen Stuhl die Völker der ganzen Erde in seiner Gürtel vereinigt sehen wird zum Heile der Menschheit. Der Bolschewismus schafft die Möglichkeit, daß das starre Rußland katholisiert wird. Durch die Beseitigung gewisser reichsdeutscher Dynastien ist auch ein Hindernis der Rekatholisierung Deutschlands beseitigt worden. Der Sieg freierer Gedanken in England und Nordamerika wird der Ausbreitung des Katholizismus zum Vorteil. Geistig hochstehende Männer aus dem Protestantismus werden erkennen, daß das Geistesleben im Katholizismus das sicherste Bollwerk gegen Untergangs- und Umsturzgedanken bildet. Die Katholisierung der Welt wird aber nicht auf einmal geschehen. Wir Katholiken müssen erst selber ganz katholisch werden (d. h. ganz willenlos unter den Weltherrschaftswillen des Papstes uns beugen!). Dann erst können wir auch die Heiden (!) uns nachziehen.“

Diese Äußerung ist in mehr als einer Hinsicht ungemein interessant und lehrreich. Einmal ist sie ein neuer Beweis dafür, daß das Ziel Roms die Weltherrschaft ist. Also muß die Lösung in bezug auf die evangelischen Länder, wie z. B. Deutschland, lauten: „Rekatholisierung“, wieder katholisch machen, Gegenreformation! „Gewisse reichsdeutsche Dynastien“ — wie das protestantische deutsche Kaisertum und andere — waren